

„Bitte sprechen!“

Postfordistische Arbeitsräume im theatralen Setting

Gabu Heindl

Wir müssen die „Matrix des Postfordismus in jenen industriellen Sektoren suchen, in denen wir es mit der „Produktion von Kommunikation mittels Kommunikation“ zu tun haben, also in der Kulturindustrie. Paolo Virno¹

Das Folgende ist eine Montage aus verschiedenen Perspektiven, aus Blickperspektiven auf einen „erlebten“ Ort – das palais donaustadt – und aus Interpretationsperspektiven auf einen sozialen Ort und seine diskursiven Aspekte – die postfordistische Produktion. In Anlehnung an das Zitat von Paolo Virno aus seiner „Grammatik der Multitude“ wird hier die Raumorganisation und -struktur eines Kulturprojektes im öffentlichen Raum untersucht, aus der sich Aufschluss über die Matrix von postfordistischen Arbeitsräumen ergeben könnte. Anlass dafür bietet das im September 2005 von theatercombinat entwickelte Kulturprojekt palais donaustadt, genauer gesagt ein Modul davon, nämlich das „camp der firma raumforschung im palais donaustadt“, an dem ich teilgenommen habe.

Wohnen und arbeiten im palais

Als Architektin und Urbanistin möchte ich mich zunächst dem Ort des temporären Kulturprojekts widmen: der Donau-City (Vienna DC). Entstanden anstelle einer ehemaligen Mülldeponie, verkehrstechnisch gut erschlossen und doch in „Transdanubien“, war dieser Ort als neues wirtschaftliches und kulturelles Zentrum für Wien geplant. De facto ist Vienna DC nur ein wirtschaftliches Zentrum geworden, aber eigentlich nicht einmal ein „Zentrum“. Und eben definitiv kein kulturell konnotierter Ort. Für kurze Zeit war für die Donau-City sogar ein Guggenheim-Museum angedacht, aber: anstelle eines vielleicht lokal erwünschten „Vienna DC-Effekts“ hat sich ja bekanntlich der heute weltweit geläufige „Bilbao-Effekt“ eingestellt – eben nicht in Wien.

Jedenfalls entstand durch Abtragen der Mülldeponie die Möglichkeit, das Donau-City-Terrain im Sinne klassisch modernistischen Städtebaus streng nach Fortbewegungsmitteln aufzuteilen: U-Bahn, Autobahn, Parkgarage verlaufen unterirdisch, eine weitläufige darüberliegende ebene Platte (die „Donauplatte“) bietet FußgängerInnen und Fahrrädern – allerdings nur auf streng markierten Wegen – zwar viel Bewegungsfläche, jedoch derart windige Verhältnisse, dass die neuen Firmenzentralen meist auf direktestem Weg zwischen Parkgarage und Erschließungslift betreten werden. Bei diesen neuen modernen Gebäuden handelt es sich zum großen Teil um undifferenzierte Investoren-Bürohaus-Architektur, einzelne unzusammenhängende Objekte mit durchgehend verspiegelten Glasfassaden. Das Terrain ist beinahe vollständig verbaut, eine letzte (große) Baugrube ist noch für zwei Türme von Dominique Perrault vorgesehen; genau diese Grube wurde hier zur Bühne für das theatercombinat und zum Standort des camps.

Für sein Projekt palais donaustadt hat das Team theatercombinat die Baugrube und ein dazugehöriges Stück der schon vorweg vorbereiteten Donauplatte weiß ausmalen lassen, was vor allem von den höheren Geschossen der umliegenden Gebäude aus gut sichtbar war. Die schicke, für einen Boden ungewöhnliche Farbe markierte also die öffentliche Bühne inmitten eines Terrains, das Marc Augéⁱⁱ wahrscheinlich einen Nicht-Ort nennen würde. Nicht-Ort deshalb, weil, wie in Peripherien üblich, Autobahn, Schnellstraßen, ein Cineplex und verschiedene Restflächen gestückelten Städtebaus auf ein neues Geschäftszentrum treffen, das noch keinerlei Benutzungsspuren aufweist. Aus einem solchen Nicht-Ort macht die Farbe allein jedoch noch keinen Ort mit spezifischer Dignität und Geschichte: die weiß gestrichene Bühne macht aus einer Baugrube auch keinen Adelswohnsitz – kein Palais. Aber sie verstärkt Sichtbarkeiten. Insofern deutet die temporäre Namensgebung des Ortes ironisch auf die Ungeschichtlichkeit der Donau-City ebenso wie sie - im Sinn dieses Texts – auch auf die sozio-ökonomische Prekarität von ProjektarbeiterInnen hinweist (die gewissermaßen im „Nichts“ operieren). Noch deutlicher wurde diese Konnotation beim „camp der firma raumforschung im palais donaustadt“: Rund 15 KulturarbeiterInnen aus diversen Disziplinen wie Tanz, Theater, Performance, Architektur, Raumsoziologie - sollten eine Woche lang in eigens aufgestellten Baucontainern „wohnen“ und zumeist im Freien auf der weißen Bühne, gemeinsam Fragen zu Raumproduktion diskutieren - also kommunizierend arbeiten.

Es ist anzunehmen, dass sich das theatercombinat mit „camp“ auf Theoreme zum „Lager“ bezog, die sich ausgehend von Giorgio Agambens „Homo sacer“ⁱⁱⁱ in Form einer ganzen Welle von Lager-Metaphern im Kulturbetrieb verbreitet haben. Solche Metaphorisierung des Lager-Begriffs kritisiert Philosoph Oliver Marchart grundsätzlich (und mit einer impliziten Anspielung auf suburbane Peripherien): „Selbst die Peripherien unserer Städte gelten Agamben als Lager. Weil für Agamben das Lager nicht so sehr eine historische Tatsache darstellt als eine `verborgene Matrix`, nämlich den `nomos des politischen Raumes, indem wir auch heute noch leben`, läßt sich die Kategorie des Lagers nahezu grenzenlos ausdehnen. Diese Annahme ist höchst problematisch [...] Auschwitz selbst kann nicht einerseits ein singuläres Ereignis sein und andererseits die allgemeine Regel ...“^{iv}

Matrix postfordistischer Produktionsräume – Öffentlichkeit und Sichtbarkeit

Weniger über die Matrix politischer Räume als über die Matrix postfordistischer Arbeitsräume kann uns das palais donaustadt Aufschluss geben, eben weniger als „camp“ denn als kultureller Produktionsraum verstanden; das beginnt mit dem Klischee, dass Arbeiten überall möglich ist, solange Laptop und Sonnenbrille dabei sind, so eben auch in einer Gstätte wie dieser, deren bühnenhafte Arbeitsraum sich zur flexiblen Nutzung anbietet: Es gibt genügend Platz, um die losen Stühle dem Sonnenlauf entsprechend neu zu positionieren - in den „flachen Hierarchien“ der heutigen Arbeitswelt sitzen alle ohnehin am selben Tisch. So formieren sich in der räumlichen Umpositionierung potenziell ständig neue Arbeitsgruppen. Flexibilität wird allerdings nicht nur der postfordistischen Raumstruktur abverlangt, sondern auch denen, die in ihnen arbeiten: Man muss – um das palais donaustadt als Perspektive zu nehmen - sich rasch anpassen können, sich kurzfristig in Containern

zu Hause fühlen können, fähig sein, in einer ungewohnten intimen Situation mit zuvor unbekanntem Menschen produktiv zu sein.

Im Postfordismus arbeiten heißt auch, sich auf neue Art der Sichtbarkeit auszusetzen. Durch die Anwesenheit von Kulturschaffenden wurde das Palais bezeichnet, es blieb zwar informell, wurde aber „informiert“, war also leicht modellierbar im Sinne einer Ökonomie der Aufmerksamkeit. Denn nicht nur ging es im Palais darum, kooperativ zu arbeiten, sondern wichtig war auch, dass diese Tätigkeit sichtbar war: zum einen über mediale Informations- und Einladungspolitik (BesucherInnen und Gäste waren willkommen), aber auch schlicht im physischen und räumlichen Sinn sichtbar auf der weißen Bodenoberfläche, die wie ein Screen wirkte. Es ging also um ständige Repräsentation, um eine Inszenierung in einem theatralen Raum, also an einem Schauplatz, an dem das Thema, um das es geht – in meinem Verständnis ging es vor allem um Fragen postfordistischer Arbeitsverhältnisse –, dargestellt und verhandelt werden kann. Im Palais wurde ständig performt: unter Beobachtung durch die übrigen Arbeits-KollegInnen oder durch PassantInnen oder auch – möglicherweise, vor allem in unserer Vorstellung – durch Angestellte hinter den Glasscheiben der benachbarten Bürobauten.

Aber umgekehrt beobachtete auch die Gruppe ihre architektonische und soziale Umgebung: So war zum Beispiel auffällig, dass, obwohl viele Leute in den Büros von Vienna DC arbeiten, es aus dem Blickwinkel des Palais kaum welche zu sehen gab, weder beim Herumgehen auf der Platte – aufgrund der schon beschriebenen Witterungsverhältnisse – noch hinter den reflektierenden Fassaden der Bürohochhäuser, die keinen Blick von außen auf die Arbeit drinnen durchlassen. Auf der einen Seite der Baugrube spiegelt sich die Glasfassade des Strabag-Hauses, ein „modernes Bürohaus mit Donau-City-Hall und kleiner Shopping-Mall [...] entsprechend der Bedeutung von Vienna DC mit höchsten Qualitätsstandards verwirklicht“ (<http://www.viennadc.at>)^v, 2003 fertiggestellt. Daneben bietet das Tech Gate Vienna, ein „Wissenschafts- und Technologiepark“, eine weitere Spiegelfläche – auch diese Fassade hat keine Tiefe: Architektur im Zeichen von Globalisierung oder „Supermodernismus“, wie Hans Ibelings^{vi} die weltweite Homogenisierung von sich global inszenierenden Businesswelten nennt. Manche sprechen auch von „Fuck the Context“-Architektur. Dabei ist der Kontext dieser Architektur keineswegs so unerheblich: Nur ist es nicht der jeweilige topografische Ort (in diesem Fall die Donauplatte), sondern die „Corporate World“, die sich seit den 50er Jahren über gläserne Vorhangfassaden definiert.^{vii} Auch diese weltweit standardisierten Fassaden repräsentieren eine Arbeitswelt, eine, die weitaus weniger informell ist als die im Palais. Diese Arbeitswelt zeigt sich mit wenigen Ausnahmen in stolzer Monofunktionalität, deren Prinzip der Funktionstrennung für einen am Abend und am Wochenende menschen-entleerten Ort sorgt. Die Bürohochhäuser sind trotz ihres Supermodernismus im Grunde immer noch „white collar factories“, Raumstrukturen fordistischer Art, wo Arbeit an einem genau bestimmten Ort und in einer definierten Zeit stattfindet.

Was würde aber umgekehrt der Blick der imaginierten Büroangestellten von ihrem Arbeitsplatz in den oberen Stockwerken der Bürohochhäuser aus zum Palais runter sehen? In einer weißbemalten Baugrube sitzen junge Menschen in Sonnenbrillen herum, manche mit Laptops am Schoß, manche auf Sonnenliegen. Was soll das sein? Ist das Arbeit, Freizeit oder Spiel? Im Laufe des Tages

verändern sich die Gruppengrößen, man kann Arbeitszeit von den Pausen kaum unterscheiden, während im „9 to 5“ Büroalltag früh begonnen wird, beginnt im palais eher später, doch bei Dienstschluss oben ist unten noch lang nicht Schluss. Während es also für die Angestellten im Bürohochhaus ein eindeutiges After-Work, eben nach der Arbeit und an einem anderen Ort als dem Arbeitsplatz zu geben scheint, hört für die Leute im palais die Arbeit nie auf. „Aus der Sicht der postfordistischen Multitude verschwindet jegliche Differenz zwischen Arbeitszeit und Zeit der Nicht-Arbeit.“^{viii} beschreibt Virno die Zwischenzeit, die im palais donaustadt performiert wird. Kommunikation und Kooperation können eben nicht verordnet werden, es braucht Zwischenzeiten und Zwischenräume; oft sind es die Pausenräume, die zur Kommunikation anregen: Entsprechend werden in Betrieben, die man als „Avantgarden der Flexibilisierung“ verstehen könnte, gezielt Räume zum Zweck von Entspannung, Pausen und Bewegung gestaltet, die nicht auf funktionalistische Architektur reduzierbar sind.

Die Eigen-Art der Pause als Eigen-Ort: Als Raummetapher dafür ist der WC Container im palais donaustadt anschaulich: Wo in fordistischen Arbeitsstätten (eben wohl auch noch in der Corporate World der Donauplatte) die WC-Zeit kurz und selten abzuhalten war, wurde diese im palais zur langen Pause: Denn das WC war von den Wohn- und Arbeitscontainern neun Meter Höhendifferenz und ca. 100 Meter Luftlinie entfernt. Wann immer ein Workshopteilnehmer den weiten Weg auf sich nahm, wirkte dies beinahe wie von den OrganisatorInnen gezielt verordnete Bewegungstherapie, um den Kopf wieder frei zu kriegen. Dies würde eben gegenwärtigen „postfordistischen“ Bürokonzepten entsprechen, die längst von der Optimierung des Raums zu Auflockerung, Bewegungsmöglichkeit und generell zur zunehmenden Präsenz und Offensichtlichkeit von Pausenräumen, -zonen und -möbeln in Büro-Architekturen übergehen.

Nochmal aus der Sicht von oben gedacht: im palais gab es nicht wirklich ein „Produkt der Arbeit“ zu sehen. Deutlich wurde möglicherweise nur eines: Die da unten reden viel.

Aber gerade das, das viele Reden, die Kommunikation, sieht nun Paolo Virno als wichtigsten Parameter postfordistischer Arbeit: „Vor dreißig Jahren hingen in den Fabriken noch Tafeln mit der mahnenden Aufschrift: `Bitte Ruhe! Hier wird gearbeitet.` Wer arbeitete, hatte zu schweigen. Man begann erst am Ausgang der Fabrik oder des Büros zu plaudern. Die grundlegende Neuerung des Postfordismus besteht nun darin, die Sprache gezielt in der Arbeit einzusetzen. Heute könnte in manchen Büros ruhig der sozusagen spiegelverkehrte Imperativ von der Wand die MitarbeiterInnen auffordern: `Hier wird gearbeitet. Sprechen Sie bitte.`“^{ix}

Wie steht es nun aber um die Verwertbarkeit des Sprechens, des „Geredes“, der KulturwissenschaftlerInnen? Obwohl die Teilnehmenden – mich eingeschlossen - die Arbeitswoche beinahe wirklich als freizeithliches Sommererlebnis betrachtet hätten – im Sinn des Phänomens, dass Selbständige ihre Arbeit gern als „Freude“, ja beinahe als „Hobby“ verklären -, steuerte aber doch alles ganz traditionell, ganz „fordistisch“ auf den Samstag zu, an dem vor einem Publikum „Ergebnisse“ präsentiert werden sollten, bevor es ins Wochenende gehen durfte. Ein Teil der Gruppe entschloss sich, einfach nur das gleiche zu tun wie an den Tagen davor: Also „redete“ die Gruppe, gezielt

performativ für das präsente Publikum, über die Performanz des sie umgebenden Raumes - anstatt ein abschließendes Produkt, ein definiertes Resultat o.ä. zu präsentieren, im Sinn von Virnos Konzept „werkloser“, virtuoser Performativität in einem „veröffentlichten“ Arbeitszusammenhang.^x

...

Genau dieses Reden schien den Chef der Entwicklungsfirma der Donauplatte so zu interessieren, dass dieser seinen (vermeintlich freien) Samstagnachmittag damit verbrachte, sich die Beobachtungen, Kritikpunkte und Vorschläge zu seiner Platte anzuhören. So findet also jede Botschaft ihren Adressaten und jedes Gerede seine Zuhörer und damit seinen Wert. Es ist eben nichts nicht kapitalisierbar.

ⁱ Paolo Virno, Grammatik der Multitude, Verlag Turia + Kant, 2005

ⁱⁱ Marc Augé, Orte und Nicht-Orte, Frankfurt/M. 1994

ⁱⁱⁱ Giorgio Agamben, Homo sacer, edition suhrkamp, 2002

^{iv} Oliver Marchart, Neu beginnen. Hannah Arendt, die Revolution und die Globalisierung, Verlag Turia + Kant, 2005

^v www.viennadc.at

^{vi} Hans Ibelings, Supermodernism: Architecture in the Age of Globalization, Rotterdam 2002

^{vii} Eine interessante Kontextualisierung von „Corporate Architecture“ gibt Martin Reinhold in: The Organisational Complex, MIT Press, 2003

^{viii} Paolo Virno, Grammatik der Multitude, Verlag Turia + Kant, 2005

^{ix} *ibid.*

^x *ibid.* Zitat Virno: [...] im Postfordismus verlangt die Arbeit nach einem `Raum, der wie die Öffentlichkeit strukturiert ist` und ähnelt einer virtuoson Darbietung (ohne Werk).